

Die Erzählung von Stakull, dem Schmied

Es war zu der Zeit, da der Name des Vampirfürsten noch unbekannt war in unseren schönen Landen. Der Adel stritt sich mit der Kirche Myrias wie eh und je und die Bauern auf dem Land lachten darüber und hatten ein gutes Leben. Die Erde war fruchtbar, das Wetter mild. Es war eine Zeit des Friedens und der Feste.

Es trug sich nun zu, dass der Schmied Stakull seine Tochter mit dem Sohn des Tuchwebers Albrich verheiraten wollte. Beide waren angesehene Dörfner und hatten beachtlichen Grund von ihren Vätern geerbt, draußen am Wald. Holz war begehrt zu dieser Zeit und ein Mann konnte sich glücklich schätzen, wenn er eines der wenigen feien Landgüter besaß, die nicht ein Adeliger an sich gerissen hatte. Es ging also nicht ums Geld bei dieser Heirat, nein, es war Liebe. Schlicht und ergreifend Liebe. Der Stakull war ein großer, starker Mann mit breiten Schultern und einem Stiernacken und nach außen trat er gerne aufbrausend und ungestüm auf. Doch seine Tochter liebte er über alles. Mit ihr war er sanft und zärtlich im Umgang, denn sie war das einzige, das im nach dem Tod seiner Frau noch geblieben war. Nun darf aber eine Frau von sich aus einem Mann nicht ihre Aufwartung machen. Dabei war sie doch so verliebt in den Sohn des Tuchwebers. Der war nicht gefühlsblind, das ganz gewiss nicht. Aber er war ruhig und in sich gekehrt und hätte sich doch nie getraut die Schmiedstochter offen anzusprechen, ob sie ihm nun gefiele oder nicht. Das hin und her zwischen den beiden ging nun schon ein Jahr und die Tochter des Schmieds befürchtete, dass ihr eine andere zuvorkommen könnte, die sich mehr traute, offensichtlicher auftrat, denn sie mochte den eisernen Willen ihres Vaters haben, die Art hatte sie von ihrer Mutter und die hatte ein gutmütiges, freundliches Wesen gehabt.

Also bat sie ihren Vater, er möge doch einmal mit dem Tuchweber sprechen. Der Stakull ließ sich natürlich nicht zweimal bitten und trat an den Albrich heran. Ob er denn etwas wisse, von seinem Sohn. Ob denn da schon was im Gange sei. Und so fort.

Es dauerte nicht lange, da gab der Dorfpriester die Verlobung des Sohnes von Albrich, dem Tuchweber und der Tochter von Stakull, dem Schmied bekannt. Da war des Geredes und der Aufregung im Dorfe groß. Die Weiber tratschten und klatschten, die greisen Männer unterhielten sich mit gewichtiger Miene und jeder, der noch nicht zum Zug gekommen war bedachte das Paar mit neidischen Blicken.

Es begab sich nun, dass die Hochzeitsvorbereitungen in vollem Gange waren, als erste Gerüchte aufkamen. Einer vom fahrenden Volk, ein fliegender Händler hatte berichtet, von Unruhen im Südosten, nahe der Grenze. Es habe einen Zusammenstoß gegeben, zwischen Truppen des Barons und einer Horde Ungeheuer. Nun, solcherlei Gerüchte gab es derer gar viele. In Zeiten des Friedens, wenn Pflug und Sense in der Händen der Jungen schwer werden, erdenken sie sich so manche Mähr, ihren Alltag mit Fantastereien zu füllen, von Kampf und Bewährung, Ehre und Helden. Und so gab man nicht viel auf die Berichte des Händlers.

Verdacht schöpften die Dörfner erst, als die ersten Flüchtlinge die große Handelsstraße herunterkamen. Sie brachten schlimme Kunde aus den Ostmarken Selbions. Die Truppen des Barons seien überrannt worden, Faran Ai'Sell sei umzingelt und eine große Horde ziehe plündernd umher. Ein jeder wusste anderes zu erzählen, von Leid und Zerstörung und großer Verheerung. Erste Unruhe machte sich unter den Dörfnern breit. Und von nun an lastete auf den Hochzeitsvorbereitungen die Ungewissheit, ja die Furcht vor einer kommenden Bedrohung, wie ein schweres Tuch. Die Menschen in jenem Teil Selbions waren nie besonders aufrührerisch gewesen. Heldengeschichten kannte man aus dem Westen und aus den Gemarkungen jenseits der Zwergenfreundstadt Dwarvenkeep. Hier hingegen hatten schon immer Frieden, Gehorsam und Gemütlichkeit geherrscht, währte man sich doch sicher unter dem Schutz des Barons. Mit dieser Ruhe war es aber dahin, als die Flüchtlingsströme versiegten und stattdessen, eines frühen Morgens ein langgezogener, verstreuter Zug von Kriegern, nicht weit vom Dorf entfernt auf der Straße daherkam. Sie blieben eine Nacht, um zu rasten und zogen gleich am nächsten Morgen weiter. Der Trupp hatte viele schwer Verwundete dabei, war erschöpft und ausgezehrt. Es war der Rest der Truppen des Barons.

Mit Bestürzung erfuhren die Dorfbewohner, dass den Kriegern eine riesige Rotte von grünhäutigen, ungeschlachten Ungeheuern von der Größe eines Mannes, jedoch mit der Stärke eines Bären und der Ausdauer eines Wolfes auf den Fersen sei, nur zwei, vielleicht drei Tagesmärsche hinter ihnen. Sie hielten auf Merchandsheart zu, um dann in ganz Selbion einzufallen.

Panik brach aus. Das Dorf verfügte nur über einen schwachen Erdwall, der hauptsächlich dazu gedacht war Wölfe und anderes Getier vom Dorf fernzuhalten, keinesfalls jedoch um einer Armee standzuhalten. Keiner der Dorfbewohner hatte Erfahrung mit dem Kampf, niemand besaß eine Waffe, welche diesen Namen verdient gehabt hätte. Schwerter oder Streitäxte gar waren nicht nur unmöglich zu bezahlen, sondern auch dem Adel vorbehalten, ihr Besitz unter Strafe verboten. Es waren einfach zu viele Jahre des Friedens ins Land gezogen. Das Volk war träge, lebenszufrieden und bequem geworden.

Der nächste Morgen nach Ankunft der Krieger des Barons war kaum angebrochen, da hatten die ersten das Dorf schon mit Sack und Pack verlassen. Angst trieb sie an, viele waren zerrissen zwischen widerstreitenden Gefühlen. Sie wollten ihre Heimat nicht kampfflos aufgeben, alles, was sie besaßen, sich hart erarbeitet hatten zurücklassen, um vielleicht nie mehr zurückzukehren. Aber da war auch die Gewissheit, dass sie diesen Ungeheuern nicht gewachsen waren, die Angst um ihre Familie und das eigene Leben. Eilig trafen sich die ältesten und einflussreichsten Bewohner des Dorfes. Die Zeit drängte und jeder trug seine Bedenken vor. Der Rat tagte schon mehrere Stunden, alles war gesagt und es hatten sich zwei Lager gebildet: Jene, welche fliehen wollten und jene, die sich dem Feind entgegenstellen wollten. Die Dorfgemeinschaft schien zu zerbrechen.

Da erhob sich der Schmied Stakull und schlug mit der Faust auf den Tisch. Alle verstummten und richteten ihre Blicke auf ihn. Er hatte bisher nur ab und an etwas gesagt, leise und bedacht. Doch nun erzählte er. Von den Zeiten der Ahnen, als das Land noch wild und gefährlich war. Als Selbion noch keinen Namen trug, die Wälder finster und die Feuer der Menschen klein schienen, gegen die Schwärze der Nacht. Er sprach von Mut und Tapferkeit, Ehre und Tugend. Und er führte den Versammelten vor Augen, dass sie die letzte Bastion vor Merchandsheart waren. Würden sie aufgeben, weichen, dann hätte die Händlerstadt keine Zeit mehr sich auf den Angriff vorzubereiten und würde fallen. Dann stünde die Pforte nach Selbion offen und das Land würde in einen grauenhaften Krieg verwickelt. Denn wer könne schon sagen, dass nicht immer neue dieser Ungeheurer nachkämen? Er wisse, dass der Kampf nicht einfach, ja vielleicht gar aussichtslos sei. Doch er werde bleiben und kämpfen. Schon allein deshalb, weil sie mit Frauen und Kindern, Rind und Schaf niemals schnell genug wären, um der Meute zu entgehen. Nein, entweder das Dorf würde kämpfen oder kampfflos untergehen und Selbion seinen Feinden preisgeben.

Danach herrschte Stille. Die Männer und Frauen sann nach über die Worte des Schmieds. Und dann brach ein heilloses Durcheinander aus. Jeder wollte seiner Meinung Geltung verschaffen, wollte dem Unausweichlichen nicht ins Auge blicken: Dass der Schmied Stakull Recht hatte.

Mag sein, dass die Versammelten gewahr wurden, dass kein noch so gutes Argument die Rede des Stakull zu widerlegen vermochte, vielleicht war es aber auch einfach die Erkenntnis, dass ihnen die Zeit davonlief. Der Rat einigte sich schließlich darauf zu kämpfen. Auf Leben und Tod. Stakull, der sich durch seine Rede hervorgetan hatte wurde zum Befehlshaber bestimmt. Es wurde veranlasst, dass sich bis zur ersten Stunde nach Mittag alle Dorfbewohner auf dem Dorfplatz einzufinden hätten. Natürlich war das Gejammer und Geschrei der Frauen groß, als sie die Entscheidung des Rates vernahmen und auch so mancher gestandene Mann senkte bedrückt den Kopf. Doch letztlich sahen alle die Lager ein: fliehen war keine Lösung und Hilfe von außen durften sie nicht erwarten. Das Dorf fällt also einstimmig seine Entscheidung: Frauen, Kinder und die Alten des Dorfes würden sich noch an diesem Tage aufmachen gegen Merchandsheart, alle anderen würden bleiben und sich auf den Kampf vorbereiten.

Der Abschied war hart. Allen war klar, dass sie einander vielleicht nie wieder sehen würden. Stakull blickte auf seine Tochter hinab und dachte an all den Frieden und das Glück, das sie hätten haben können. Und er dachte daran, dass ihr Verlobter überleben musste, dass er, Stakull überleben musste, dass Selbion überleben musste, damit seine Tochter in Frieden und Sicherheit würde leben können. Die Liebe zu seiner Tochter erfüllte sein Herz und er schluckte schwer, als er sie ziehen ließ. Es war Zeit zu beginnen.

Er teilte die Dorfbewohner in Gruppen auf. Die einen sollten die Zugänge zum Dorf verbarrikadieren, andere Gruben ausheben, noch andere beauftragte er damit alle Nahrungsvorräte ins Steinhaus zu bringen, damit sie im Falle eines Feuers nicht verbrennen würden. Er selbst zog mit neun weiteren los, auf der Suche nach allem, was sich in eine brauchbare Waffe verwandeln ließe. Was sie fanden, brachten sie in seine Schmiede.

Der Tag verfloss und als die Sonne hinter dem Horizont unterging legten sie eine kurze Pause ein. Sie waren gut vorangekommen. Doch alle wussten, dass es noch viel zu tun gab. So manchem

brannten jetzt schon die Hände und die Arme waren schwer. Doch sie hatten keine Wahl. Ihre einzige Chance lag darin sich den Ungeheuern im Dorf zu stellen. Erfahrung auf dem Schlachtfeld hatte keiner von ihnen.

Während die anderen wieder an die Arbeit gingen, schloss sich Stakull in seine Schmiede ein. Er wollte allein sein mit sich, mit seinem Werkzeug, mit der Aufgabe, die vor ihm stand. Was die Männer an waffentauglichen Gegenständen zusammengetragen hatten war nicht viel. Die Lage schien aussichtslos. Wenn schon die Krieger des Barons mit ihren Schwertern und Lanzen nichts gegen diese Ungeheuer hatten ausrichten können, was sollten da die Mistgabeln, Sensen, Hämmer, Äxte und Spaten der Dorfbewohner? So überzeugt er auch vor den Dorfbewohnern gesprochen hatte, so überzeugt war er auch davon, dass sie ohne richtige Waffen nicht den Hauch einer Chance hatten. Es musste etwas sein, das den Schädel eines Ungeheuers ebenso gut spalten konnte, wie deren Waffen abzublocken. Es musste wuchtig und trotzdem handlich sein und einfach zu handhaben. Die Waffe eines Kriegers, der nicht gelernt hat, wie man kämpft.

Da saß er nun neben der Esse, im blutroten Licht der Glut, die Hände auf die Knie gestützt, den Kopf gesenkt, des Nachts und wusste, dass ihm und den anderen nur noch ein Tag blieb. Er versank in einen Halbschlaf. Nach einer Weile merkte er, dass es in der Schmiede langsam heller wurde. Es war nicht die Esse, die aufflammte, es war nicht die Sonne die aufging. Verwundert blickte er auf und wurde einer Gestalt gewahr, die am anderen Ende des Raumes stand. Es war eine Frau. Doch eine derartige Frau hatte er noch nicht gesehen. Sie war hoch gewachsen, hatte flammend rotes Haar, das wie Feuer strahlte und waberte. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen und waren merkwürdig groß und lang gezogen. Sie glommen ebenfalls rot, als brenne in ihr ein Feuer. Gekleidet war sie in etwas, das Stakull bisher nur einmal in seinem Leben gesehen hatte, als der Graf vorübergezogen war: ein Plattenpanzer. Doch dieser hier war prächtiger selbst noch als der des Grafen und schimmerte und strahlte ebenfalls in silber und rot, ja es blendete ihn schon fast. In der Schmiede war es jetzt taghell und Stakull musste die Augen zukneifen, um nicht zu erblinden. Da ertönte eine Stimme. Diese Stimme war nicht von dieser Welt. Es war als spräche eine gewaltige Wesenheit zu ihm mit tausend Zungen und in den unterschiedlichsten Höhenlagen. Sie sprach: >>Du Schmied hast Dich als stark im Herzen und klar im Geiste gezeigt. Die Liebe ist Deine Kraft, nicht der Hass. Dir gebe ich die Macht zu vollbringen, was kein Mensch schaffen kann. Denn groß und mächtig sind Deine Feinde und nicht siegen wirst Du, ohne eine starke Waffe in Deiner Hand. Nicht ruhen sollst Du bis es vollbracht ist. Und dann gehe hin und vernichte sie. Dem, der wahren Glaubens ist werde ich meine Macht nicht versagen.<<

Das Licht wurde immer heller und heißer. Schreiend schlug er die Hände vors Gesicht, wandte sich gar ab und stürzte schwer atmend von seinem Hocker. In der Schmiede war es dunkel. Kein Anzeichen verriet, das hier eben noch eine gleißend helle Kriegerin gestanden hatte. Verwundert schlug der Stakull die Augen auf und blickte sich um.

Alles Eisen, das er in seiner Schmiede gehabt hatte, alles Werkzeug, das die Männer zusammengetragen hatten war verschwunden. Nur noch seine Hämmer, Ambosse, Zangen und sonstigen Dinge, die er zum Schmieden brauchte waren übrig geblieben. Stattdessen war durch die Hitze, welche die merkwürdige Gestalt verströmt hatte alles Eisen zu Barren geschmolzen und auch schon wieder abgekühlt. Gebannt starrte er auf die Barren. Sie schimmerten und funkelten leicht in der Dunkelheit der Schmiede. Daneben türmte sich ein anderer Haufen. Es waren Eichenstämme, kurz gehackt und zurechtgeschnitten auf die Länge eines Axtstieles. Er spürte nie gekannte Kraft in seinen Armen, eine gewaltige Energie. Und er wusste, was zu tun war.

Die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag kam der Schmied nicht mehr aus seiner Hütte. Die Männer sorgten sich, einige der schwächeren im Herzen meinten gar er sei des Nachts geflohen und hätte sie im Stich gelassen. Doch immer waren die Schmiedehämmer zu hören, das Schnaufen des Blasebalgs und das Zischen, von heißem Eisen in Wasser. Die Sonne ging unter und die Männer waren mit der Befestigung des Dorfes fertig. Der Feind konnte nach den Beschreibungen der Krieger des Barons nicht mehr weit sein. Es fehlte nur noch ihr Anführer. Gerade als sie das Tor zur Schmiede aufbrechen wollten, da verstummten die Geräusche in der Schmiede. Stille kehrte ein. Atemlos lauschten die Männer.

Dann ertönte das Schaben des Balkens hinter dem Tor, der zurückgezogen wurde und die Tür schwang auf. Vor ihnen stand der Schmied Stakull. Hinter ihm glühte noch die Esse. Eine unglaubliche Hitze strömte aus dem Inneren der Schmiede. Doch es war nicht dieses, das die Männer zurückschrecken ließ. Es war die Ausstrahlung des Schmieds, das Glimmen in seinen Augen.

Die Waffe der Selbiaten

>>Nun sind wir bereit, sprach der Schmied mit gewaltiger Stimme.<< Und trat beiseite. Er gab den Blick auf einen Haufen Waffen frei, die im Licht der Abendsonne aufblitzten. Solch Waffen hatten die Männer noch nicht einmal beim Grafen gesehen. Sie sahen aus wie massive Eichenholzknüppel, so lang und so dick, wie der Arm eines Mannes, doch waren sie allenthalben mit Eisenbändern verstärkt und trugen an ihrem oberen Ende metallene Spitzen, von denen manche an gewundenen Eisenbändern, andere in Eisenkugeln eingelassen waren. Ein silbernes Funkeln ging von ihnen aus, das nicht vom Licht der Sonne zu stammen schien.

>>Nehmt sie euch und dann macht euch bereit für den Kampf. Sie müssen in weniger als einer Stunde hier sein.<< Als die Männer die Waffen aufhoben merkten sie, dass sie es mit etwas besonderem zu tun hatten. Sie wogen schwer, doch ließen sie sich leicht führen, fast wie ein verlängerter Arm passten sie sich den Bewegungen ihres Trägers an. Ihre Stacheln und Dornen glänzten Blutrot im Schein der Esse.

Als sie dann auf den Wällen des Dorfes standen war die Sonne untergegangen. Man hatte Fackeln entzündet. In ihrem Licht tanzten die Schatten über die Erde, an den Hauswänden. Einige konnten mit dem Bogen umgehen, sie warteten auf dem Dach der Häuser auf ihren Einsatz. Die meisten jedoch hatten sich in ihre dickste Kleidung gehüllt und trugen die neuen Waffen in der Hand. Der Feind konnte kommen.

In der nun folgenden, mörderischen Schlacht gelang den tapferen Recken, was niemand für möglich gehalten hätte: sie bezwangen die grünhäutigen Ungeheuer und löschten sie bis auf den letzten aus. Einfache Bauern und Handwerker hatten vollbracht, was den Kriegern des Adels nicht geglückt war. Doch all dies wäre ohne die Waffen des Schmiedes Stakull unmöglich gewesen. Ihm zu Ehren hat man der Waffe einen Namen gegeben, der auch über die Grenzen Selbions hinaus bekannt wurde. Und mit jenen Waffen kämpfen unsere tapferen Rekruten noch heute, da sie sich wieder einem schier übermächtigen Feind gegenübersehen. Und dieser Name ist es, den sie auf den Lippen tragen, wenn sie in der Schlachtreihe stehen.

Stakull. Waffe der Selbiaten.

Aufgezeichnet nach historischen Quellen und alten Erzählungen von Ledo Weitschweif, Geschichtenerzähler und -sammler Selbions